

Der Zug eilte auf geradem Wege seinem Ziele entgegen.
Rücksichtslos durchschnitt er in tiefer Furche die zarten
Gewebe der Dämmerung, die geheimnisvoll über das flache
Land glitten, Nahes wie Fernes verhüllend.

Dore stand an dem geöffneten Fenster und blickte in die
Abendschatten, hinter denen immer häufiger verschwommene,
gelbe Lichtflecken die Nähe von menschlichen Wohnstätten
verrieten.

Die stille, schwere Luft verkündete die nahende Großstadt.
Wie beklemmend sie wirkte, wenn man eine Zeitlang am Meer
geatmet hatte. Hier brachte auch der Abend nicht den
kühlenden Frieden. Schon fühlte man wieder das Zerren der
Nerven, die sich spannten und dehnten, um im engen
Kampfgewühl nach Lebensfreude und Erfolg zu greifen.
Welch ein großes Stück Zeit schien zwischen dem Morgen
von Heute und dem Jetzt zu liegen. In dem frischen, wilden
Wind, der pfeifend das schäumende Meer gegen die Küste
peitschte, hatte sich Dore jauchzend als freier Mensch gefühlt.
Groß, stark, unbesiegbar von Leid. Hier vor der regungslosen,
stauberfüllten Leinwand hatte sie die Empfindung, sich als
überflüssiges Etwas in einen überfüllten Riesenkasten zu
drängen, wo niemand sie wünschte, keiner ihr achtete noch
bedurfte und eigentlich gar kein Platz für sie vorhanden war.
Sie erbebt, als der Zug die Geschwindigkeit verringerte und
langsam in die hellerleuchtete Halle einfuhr.

Aber in dem blinden Lärm der schreienden, rufenden,
drängenden Menge, der von dem stoßweisen Pusten der

atemlosen Lokomotive überfaucht wurde, fand Dore sich wieder.

Und als sie in dem raschen Wagen neben den klingelnden elektrischen Bahnen durch die schmale, lärmende, stimmenerfüllte Friedrichstraße fuhr, erfaßte sie ein starkes Gefühl der Freude. Sie spürte in dem tosenden Leben berauschend die eigene Jugend und Kraft.

Der Wagen ließ Lärm und Helle hinter sich und fuhr unter dem spätsommerlichen Laubdach des Tiergartens dahin. Gemächlich, gleichmäßig klapperten die Hufe des Pferdes auf dem Asphalt.

Dores Gedanken glitten nach dem Elternhause, das auch ein Punkt dieser weiten Stadt war und doch für Dore in brückenloser Ferne lag. Drei Jahre waren es nun her, daß sie die Tür des Vaterhauses hinter sich geschlossen hatte. Drei Jahre der Arbeit und des Alleinseins.

»Wähle! Die Schaubude oder das Vaterhaus«, hatte der Vater ohne Bedenken, ohne Eingehen auf Dore's ernste Worte blindlings geschrien. »Die Tochter eines Offiziers als Gauklerin ist noch nicht Sitte.«

»O, hätte ich dich nie geboren«, hatte die sinnlos verängstigte Mutter geschluchzt.

Diese geliebte, kleine Mutter, die zitternd und sparend neben dem heftigen Gatten immer und immer selbstvergessen

»repräsentieren« mußte.

Niemand ahnte, wieviel Herzblut Dore dieser Abschied vom Elternhause gekostet hatte. Wie sie in den ersten Tagen immer

wieder zur Tür zurückgeschlichen war. Aber weil sie Stand gehalten hatte, glaubte sie an sich und ihre Kunst. Obgleich sie lernen mußte, wie steil der Weg zum Erfolge war.

Berend, Alice: Dore Brandt. Ein Berliner Theaterroman. S. 5-7. © Aviva Verlag.

